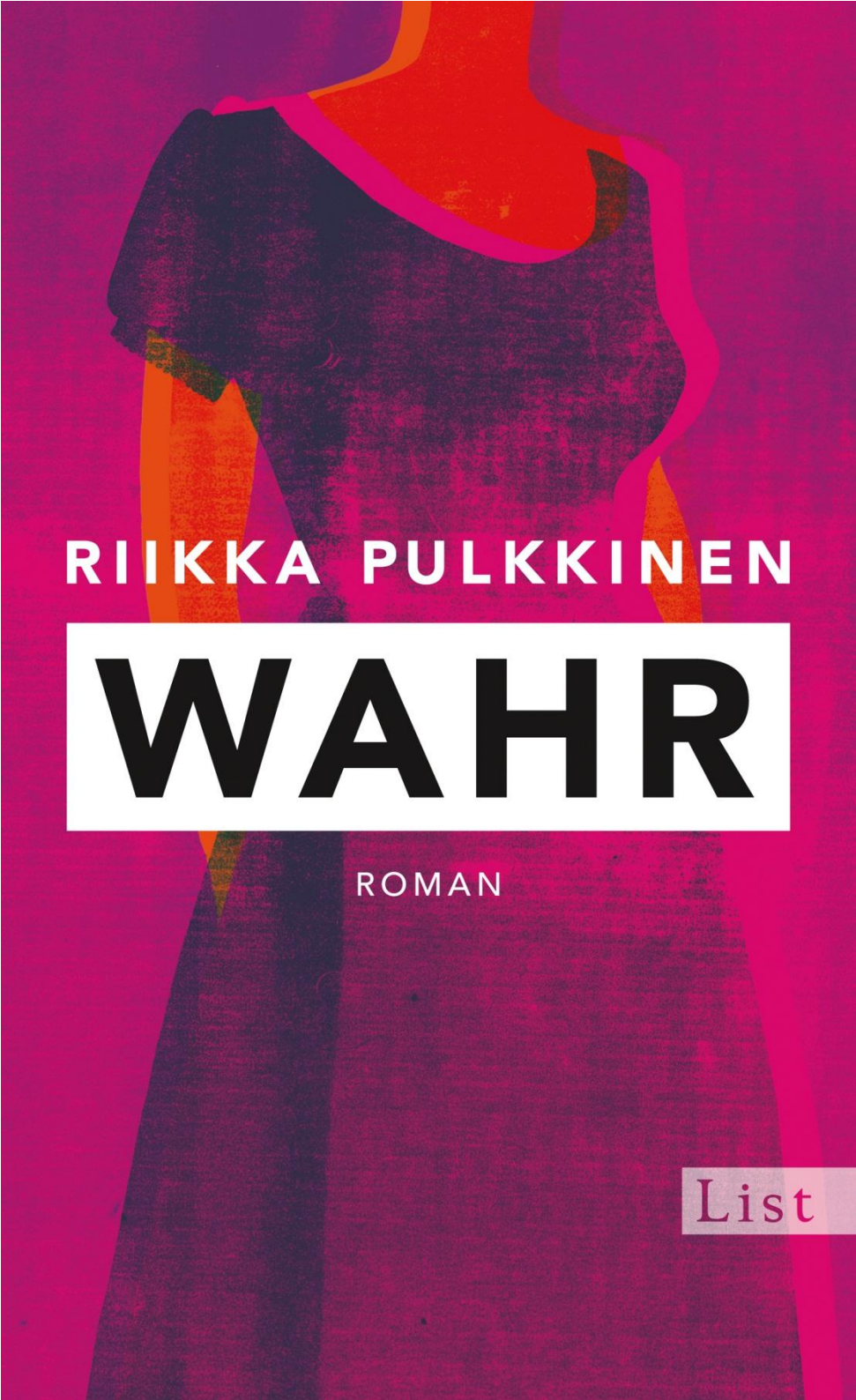




RIIKKA PULKKINEN

WAHR

ROMAN

List

Riikka Pulkkinen

WAHR

Roman

Aus dem Finnischen
von Elina Kritzokat

List

Alles Leid wird erträglich, wenn man es einer Geschichte eingliedert oder eine Geschichte darüber erzählt.

Karen Blixen

Mir ist, als wenn ich träume, und bin doch wach.

Sie ist für mich wie Musik, oder ein Buch.

Ich lese auf ihrem Gesicht ...

Eine neue Zeit hat angefangen, die Epoche der doppelten Menschen.

Man kann jetzt mit sich selbst sprechen, ohne Spiegel, ganz allein.

Wenn Marianne sagt, heut ist schönes Wetter, was sie wohl dabei denkt?

Ich weiß es nicht. Nur das Äußere, das weiß ich bei ihr, dass sie sagt, es ist schönes Wetter. Nichts anderes.

Aber was habe ich davon, wenn ich versuche, alles zu erklären?

Wir Menschen sind nur aus Träumen gemacht, und die Träume sind umgekehrt aus uns gemacht.

Es ist schönes Wetter, meine Geliebte, in unseren Träumen, in den Worten, und im Tod.

Es ist schön, meine Geliebte, es ist schön mit dir.

Es ist schön.

Jean Luc Godard, Elf Uhr nachts/Pierrot le fou (1965)

DIE FRAU LIEF auf ihn zu.

Martti hatte diesen Traum schon oft geträumt. Gerade wollte die Frau etwas sagen, und Martti stand ganz kurz vor der Erkenntnis. Doch es kam nicht so weit – ehe er ihre Botschaft vernahm, wachte er jedes Mal auf. So wie jetzt. Sein Blick suchte den Wecker auf dem Nachttisch.

01:20.

Neben ihm schlief Elsa. Sie atmete ein wenig stockend, aber nicht anders als Gesunde. Martti war also doch eingeschlafen, auch wenn er am Abend befürchtet hatte, aus Sorge kein Auge zutun zu können. Es war Elsas erste Nacht zu Hause, seit zwei Wochen. Anfangs hatte Martti sich gegen ihre Heimkehr gesträubt. Nicht, weil er seine Frau nicht gern um sich hätte, im Gegenteil. Elsas Platz war hier, seit über fünfzig Jahren schon gehörte sie hierher. Aber er hatte Angst, sie eines Morgens tot neben sich zu finden, mit erkalteten Beinen.

»Ich verfaule«, hatte sie ihm vorige Woche auf der Hospizstation gesagt, es hatte geklungen wie ein Hilferuf. »Lass mich nicht hier verfaulen. Ich will nach Hause.«

Und so regelten sie es.

Von Elsas Krankheit wussten sie erst sechs Monate. Im Dezember hatte Martti festgestellt, dass seine Frau erschreckend abgemagert war. Elsa ging in die Schwimm-

halle, stellte sich auf die Waage und vereinbarte bald darauf einen Arzttermin.

»Es wird schon nichts sein«, sagte sie.

»Bestimmt nicht«, erwiderte er.

Mit einem Kuss wischte Elsa die Sorge aus seinem Gesicht.

Dann ging alles sehr schnell: die Endoskopie, der Befund, das Urteil. Auf der Fahrt vom Arzt nach Hause weinte Martti über die Schwere der Nachricht. Elsa blieb ruhig, drückte die ganze Strecke seine Hand, hielt sie noch im Fahrstuhl. Im Flur standen sie lange aneinander gelehnt. Der Weihnachtsstern hing im Fenster, in den Räumen ruhte das Dämmerlicht des Nachmittags.

»Wir sollten Weihnachten dieses Jahr sicherheitshalber besonders festlich begehen«, bestimmte Elsa.

Am ersten Weihnachtsfeiertag kam Tochter Eleonoora mit ihrer Familie zu Besuch. Elsa hatte es noch nicht übers Herz gebracht, sie einzuweihen. Aber Eleonoora wusste sofort Bescheid, solche Dinge ließen sich vor einer Ärztin nicht verbergen. Und prompt war sie da: Eleonooras große Fürsorge, die jemandem, der sie weniger gut kannte, als Dominanz erscheinen mochte.

Elsa scherte sich nicht um die Anweisungen ihrer Tochter, sagte bloß, wie schon zu Martti: »Nun lass uns doch erst mal dieses Weihnachten feiern.«

Und es wurde ein glückliches Fest, trotz allem. Heiligabend gingen sie Schlittschuhlaufen, am zweiten Weihnachtsfeiertag unternahmen sie eine kleine Skiwanderung. Elsa staunte über ihre Kräfte, verdrückte eine ganze Tafel Nusschokolade und sauste übermütig wie ein junges Mädchen die Hügel hinab.

Die Behandlung begann im neuen Jahr, doch die Chemotherapie wurde schon nach wenigen Wochen abge-

brochen. Danach sprachen die Ärzte von palliativer Behandlung. Das bedeutete Sterbebegleitung, und nun weinte auch Elsa. Martti versuchte, stark zu sein und die Hoffnung nicht aufzugeben. Er fragte Elsa, was sie am liebsten tun wollte.

»Lass uns herumfahren«, schlug sie vor. »Einfach fahren, bis es dunkel wird, ohne Ziel. Und Musik hören, so wie sonst auch, wenn wir Auto fahren.«

Ab Ende Februar waren sie jeden Abend aufgebrochen. Der Frühling leuchtete zartrosa und hellgelb wie immer. Oft bat Elsa ihn, langsamer zu fahren, damit sie in Ruhe den Himmel betrachten konnte. Wie große Häuser glitten die Wolken vor ihnen entlang. Anfang März hörten sie bei einer Rast auf der Insel Lauttasaari eine Amsel singen. Sie saßen lange mit geöffneten Fenstern im Wagen, die Scheinwerfer hatten sie abgestellt, und hörten im Dunkeln die Amsel singen.

»Es gibt erstaunlich wenig zu befürchten«, sagte Elsa.

»Ja. Wir haben nichts zu befürchten«, erwiderte Martti.

Aber das war eine Lüge. Martti hatte Angst vor den Nächten, dem Moment des Erwachens aus einem Traum, den er nicht zu deuten wusste. Davor, dass Elsa neben ihm lag und nicht mehr atmete. Vielleicht hatte auch Eleonoora Angst, denn sie war gegen Elsas Heimkehr gewesen.

»Ich weiß, was euch erwartet, glaub mir«, sagte sie zu ihm, als sie nach einem Arztgespräch zu zweit im Raum waren.

»Ich schaffe das nicht, und du auch nicht. Und ich kann doch die Mädchen nicht als Pflegerinnen einspannen, das ist zu viel verlangt, außerdem sind sie fast noch Kinder.«

Eleonooras Sorgen waren andere als seine, das spürte er. Auch ihre Trauer würde eine andere sein, wenn es so

weit war. Martti wunderte sich über seine Tochter. Letztlich wusste er nicht mehr von ihr, als er sah: die Organisiertheit, die nahezu nuancenlose Entschlossenheit in ihrem Gesicht. Immer häufiger drängte sich ihm dieser Gedanke auf, der ihn belastete, seit Eleonoora erwachsen geworden war: Diese Frau hatte ihm seine Tochter gestohlen, verbarg die lachende Ella mit den Zöpfen irgendwo hinter ihrer Sachlichkeit. Wenn Martti nur ein Zauberwort aus ihren Mädchenjahren fände, es aussprechen könnte – Eleonoora wäre wieder Ella, würde im Flur herumhüpfen, ihrem Spiegelbild Fratzen schneiden und zusammen mit ihm Eis essen gehen.

Die Entscheidung, Elsa doch nach Hause zu holen, fiel mit dem überraschenden Angebot der Enkelinnen. Eleonoora befragte ihre Mädchen eingehend, schilderte ohne Beschönigung, was es hieß, eine Sterbende zu pflegen.

»Ich habe keine Angst davor«, erwiderte Maria ohne Zögern.

Obwohl sie die Jüngere war, wirkte sie deutlich reifer als ihre Schwester. Anna hingegen hatte diese Wankelmütigkeit, die Martti leicht besorgt wiedererkannte; genau diese Art von Sensibilität war früher auch ihm eigen. Aber Anna hatte ernst genickt, als Eleonoora ein letztes Mal nach ihrer Einsatzbereitschaft fragte, trotz ihrer Unsicherheit.

In den letzten Wochen hatte sich Elsas Befinden gebessert. Sie nahm ein neues Schmerzmittel, das stärker war als die vorigen. Es wirkte sehr gut, doch der Arzt hatte vor den Nebenwirkungen gewarnt, vor Benommenheit und motorischer Unsicherheit.

Martti versetzte diese Aussicht in Aufruhr, er nahm den Arzt beiseite und fragte geradeheraus: »Wie lange noch? Wie viele Wochen?«

»Denken Sie nicht in Wochen«, entgegnete dieser. »Es gibt gute und schlechte Tage, und bei Krebs ist der Unterschied zwischen ihnen enorm. Mitunter kann Ihre Frau nahezu symptomfrei sein.«

Damit musste Martti sich zufriedengeben, und so begann er, Elsa noch genauer zu beobachten. Er setzte seine ganze Hoffnung in diese zwei Worte: nahezu symptomfrei.

Gestern nun wurde das Krankenbett gebracht, dazu die übrige Ausstattung. Schweigsame Männer hatten an der Tür geklingelt und alles in die Wohnung getragen, als handelte es sich um ganz normale Möbel, hatten im Schlafzimmer das Krankenbett aufgestellt. Dann kamen die Infusionen und die Windeln, die in Pappschachteln in der Schlafzimmerecke warteten. Die Medikamente standen in kleinen Dosen auf der Ankleidekommode.

»Schön!«, rief Elsa vom neuen Bett aus. »Schöner als jedes Hotel, in dem ich gewesen bin.«

»Gut, dass es dir gefällt.«

»Aber«, setzte Elsa an und senkte die Stimme, als befürchtete sie, die Männer würden hinter der Wohnungstür lauschen und beleidigt sein, »ich werde trotzdem neben dir schlafen.«

»Wirklich? Wenn du willst.«

Elsa sah missbilligend in die Ecke mit den Windeln. »Den Toilettengang werde ich schon noch selber erledigen.« Ihre Stimme klang energisch und heiter.

»Die sind ja nur für den Notfall«, hörte er sich sagen.

Die Rolle der Kranken bereitete Elsa Mühe, denn sie war es gewohnt, anderen zu helfen. Schon immer, bis zur Erschöpfung, hatte sie sich um andere gekümmert, wie es sich für eine Psychologin gehörte. Martti erinnerte

sich gut an die Zeit, in der Elsa das Mädchenhafte verloren und sich in eine unnachgiebige Frau verwandelt hatte; damals schrieb sie an ihrer Doktorarbeit und hatte eine Stelle in einem internationalen Forschungsteam bekommen.

Martti lag regungslos im Bett. Elsa schlief tief und fest.

01:25.

Über ihm schwebte der Traum. Ein aus Zeit gewirktes Gewebe, dicht wie eine Decke. Martti stand auf und trat ans Fenster. In manchen dieser Nächte, wenn ihn der Traum wieder aus dem Schlaf gerissen hatte, lastete die Trauer wie ein großer Stein auf ihm. Ächzend lag er darunter und rang nach Luft. Ich schaffe das nicht, dachte er. Wenn es schon jetzt so schlimm ist, wie wird es erst, wenn Elsa wirklich geht?

Doch dann fand er endlich eine Methode, sich selbst zu beruhigen. Er trat ans Fenster, öffnete es weit, schaute in den Himmel und lauschte der Amsel. Die Trauer gesellte sich leise zu ihm, und er ließ sie kommen, schloss Bekanntschaft, wie um sich vorsorglich an sie zu gewöhnen. Er entdeckte sie in der Haltung seiner Hände, in den halb ausgestreckten Armen. Der Trauer musste man Raum geben, man musste sie umarmen. Andernfalls überfiel sie einen als Entsetzen, plötzlich und ohne Vorwarnung, beim Überqueren einer Kreuzung oder im Geschäft vor den Mandarinen und Kartoffeln. Und dann wuchs sie zur Panik. Aber wenn Martti die Trauer umarmte, fühlte er sich beinahe glücklich.

Die Schwalben waren dieses Jahr früh zurückgekehrt, schossen übermütig durch die wärmer werdende Luft. Hinauf hinunter, hinauf hinunter stürzten sie sich, ihre Schreie gellten vom Himmel. Er blieb noch eine Minute

am Fenster stehen, dann noch eine, spürte eine müde Ruhe bis in die Hände und Füße sickern. Der Ruf der Amsel schien auch in ihm zu hallen, nicht nur am Himmel, die Grenze zwischen seinem Körper und der Außenwelt löste sich auf. In diesem Moment konnte Martti sich zum allerersten Mal seit Jahren vorstellen, wieder zu malen: den Himmel, Schwalben, Lichtflecken auf Wänden.

Er hatte das Ende seiner Karriere nicht bedauert, war auch ohne Malerei glücklich gewesen. Doch sein Arbeitszimmer auf dem Dachboden, im einzigen Turmzimmer des Hauses, wartete unverändert, wie ein Museum. Manchmal stattete er ihm einen Besuch ab, setzte sich in den Lehnstuhl, betrachtete den Sonnenuntergang, öffnete die Fenster, rauchte eine Zigarette. Im letzten Jahr hatte er dem Monatsmagazin der Zeitung *Helsingin Sanomat* ein ausführliches Interview gegeben. Auf den Fotos erstrahlte sein Profil im Gegenlicht. *Unermüdlich strebt der Visionär nach dem perfekten Blick*. Im Nachhinein bereute er das Interview. Er hatte sich zu pathetischen Aussagen hinreißen lassen und in den letzten Minuten versucht, seine Höhenflüge mit Selbstironie zu brechen, doch im gedruckten Text fand sich keine Spur von Ironie oder Humor. Übrig geblieben waren schwerfällige Sätze wie dieser: *Die Kunst flieht vor dem Künstler wie die Wahrheit vor dem Menschen*.

Blickte er auf seine Karriere zurück, musste er feststellen, dass er seine größten Erfolge, seine anerkanntesten Werke ein wenig banal fand – als hätte er sein ganzes Leben nur Sandburgen gebaut. Vielleicht hielt ihn dieser Verdacht auf Kindlichkeit schon so lange davon ab, wieder die Leinwand aufzuspannen und Farben zu mischen. Nicht einmal Skizzen hatte er angefertigt. Er tat rein gar nichts, um einen neuen Anfang zu finden. Hin und wie-

der nur ging er in das Turmzimmer, saß im Sessel und beobachtete, wie das Licht sich veränderte, mit den Minuten dahinschmolz, still in den Ecken des Zimmers verschwand. In solchen Augenblicken, wenn ihn der Zustand reiner Wahrnehmung befiel, war früher das Bedürfnis zu malen erwacht. Manche bezeichneten das als Inspiration, aber tatsächlich ging es um etwas weniger Großes, viel Natürlicheres. Genau darum waren die Interviews und Gespräche immer wieder gekreist. Journalisten, Biographen und Kuratoren hatten die ewig gleiche Frage nach der Inspiration formuliert, als sprächen sie von der Existenz Gottes.

Ihm fiel ein, wie er irgendwann in den Sechzigern an einem feucht-fröhlichen Kneipenabend einen befreundeten Kurator provoziert hatte: »Da gibt es nichts Mystisches! Ich vergesse mich einfach selbst, und im Gegenzug bekomme ich die ganze Welt.«

Nun war genau das wieder eingetreten, an diesen Abenden am Fenster, als er den Wolken und Vögeln zusah. Er bestand nur noch aus Wahrnehmung, aus reinem Blick. Dennoch, und das wunderte ihn, ließ ihn dieser Traum nicht los. Anfangs hatte er seine Vermutung noch beiseite geschoben. Als der Traum sich aber wiederholte, wurde er misstrauisch. Das Gefühl war zunächst nur eine schwache Ahnung gewesen, nicht mehr als ein Geruch, genauso schwer fassbar wie das Bild eines Menschen, den man erst wenige Male gesehen hat und den man kaum kennt – an den man jedoch unweigerlich denken muss. Beim Aufwachen aus dem Traum hörte er den Nachhall eines leisen Lachens, spürte den Klang noch über sich schweben. Und jetzt ließ er die Erinnerung kommen. Die Frau in seinem Traum war nicht Elsa.

ELEONOORA WACHTE AUF und blickte auf die Kante ihres Nachttisches. Sie schloss noch einmal die Augen, sah wieder ihre Mutter, als sie noch eine junge Frau war: Sie saß im Hochsommer auf einer Schaukel, Bäume beschatteten den Spielplatz, sie hatte die Schuhe abgestreift und Schwung geholt. Eleonoora war erst sechs Jahre alt und wunderte sich über die Ausgelassenheit ihrer Mutter, lachte dann. Die langen Haare ihrer Mutter wehten im Wind. Seltsam, wie lang sie auch jetzt waren. Trotz der Chemotherapie im Januar wuchsen sie dicht und schnell. Das könnte ein Zeichen für eine Remission sein, dachte sie. Sie würde mit dem betreuenden Arzt darüber sprechen.

Eleonoora öffnete die Augen wieder. Sie besaß die Gabe, willentlich in ihre Träume zurückzugleiten. Sie hätte ihren Blick jetzt auch scharfstellen und die Umrisse des Schlafzimmers entlangfahren können, die Kanten des Nachttisches, die Zahlen des Digitalweckers. Aber sie wollte lieber ihre Mutter sehen, jung und gesund. Sie schloss die Augen.

Da war wieder der Spielplatz. Da waren wieder ihre klebrigen Hände, von den Erdbeeren, die sie gerade gegessen hatte. An ihren Fußknöcheln scheuerten die Lederriemen der roten Sandalen. Sie hatten einen Ausflug auf die Insel Suomenlinna gemacht; im Picknickkorb lagen schmutziges Geschirr und ein übrig gebliebener, war-

mer Schokoladenpudding. Eleonoora musste pinkeln. Die hochhackigen Schuhe ihrer Mutter lagen im Sand, ihre Mutter lachte laut. Eleonoora sorgte sich ein wenig, sie dachte: Mama darf man nicht zu viel Schwung holen lassen. Jetzt hatte ihre Mutter kürzeres Haar, dunkleres.

Sie bremste ab, stand von der Schaukel auf, lächelte. »Hattest du Angst, dass ich davonfliege?«, fragte sie.

Eleonoora nickte.

»Mein Mädchen«, sagte ihre Mutter mit zärtlichem Blick. »Hab keine Angst, ich bleibe hier.« Sie bückte sich, um ihre Schuhe anzuziehen.

Eleonoora sah die blauen Flecke im Nacken ihrer Mutter. Groß, an den Rändern gelblich.

»Du sollst nicht so hoch schaukeln, wenn du so schlimme blaue Flecken hast«, rügte sie ihre Mutter. Heute erteilte sie ihre Rügen als Erwachsene. Ich muss meine Mutter beschützen, dachte sie. Trotz allem ist sie zerbrechlicher, als sie vorgibt. Bei diesem Gedanken war Eleonoora wieder die Sechsjährige.

Die Unruhe holte sie aus dem Schlaf. Die Uhr zeigte 01:20. Sie lag regungslos da, neben ihr atmete Eero. In solchen Momenten kam die Panik, die Nacht wurde zu einem tiefen Brunnen. Es war die Panik des Kindes, dieselbe, die sie als Zwölfjährige aus dem Schlaf gerissen hatte, als sie sich im Grenzland zwischen Kindheit und Pubertät abgekämpft hatte. Damals hatte die Panik noch keinen Namen, es war pure, gestaltlose Angst. Jetzt war die Botschaft klar: Bald bin ich ohne Mutter, eine Waise. Das Wort wanderte durch das Zimmer. Die schweren Atemzüge des schlafenden Eero machten es noch bedrohlicher.

01:21.

Eleonoora holte tief Luft, wartete.

01:22.

Eero drehte sich auf die andere Seite, schlief weiter. Eleonoora stand noch nicht auf. Aber sie hatte Hunger. Genau genommen war es eher ein Gefühl des Mangels – ein Hunger, der schon wochenlang nicht mehr zu stillen war. Neuerdings stieg sie jeden Morgen auf die Waage, bemüht, ihr Gewicht zu halten. Sie hatte sich früh auf die Trauer eingestellt und trauerte auf Vorrat, indem sie einzelne Mahlzeiten vergaß. Der tagtäglich schrumpfende Körper ihrer Mutter ließ auch ihren Appetit schwinden. Vielleicht wollte sie aber auch die Grenzen dieser Phase ausdehnen und absichern helfen, mit Schlafmangel und Appetitlosigkeit einen Teil der mütterlichen Schmerzen schultern.

Vom Tod wissen die Lebenden nichts, aber das Sterben, dieses allmähliche Vollziehen, drängt sich deutlich in ihre Tage. Die Zeit verlangsamt sich, und die Wirklichkeit bekommt Wände aus Trauer, innerhalb derer der Sterbende und die Seinen ihre inbrünstigen Rituale vollziehen.

Allen Beteiligten war bei der Pflege eine eigene Rolle zugedacht. Sie, Eleonoora, bewahrte den Überblick, hielt den Kontakt zum Arzt, zur ambulanten Pflegerin, sorgte dafür, dass alle zu essen bekamen, genug schliefen, an die frische Luft gingen. Ihr Mann Eero verhielt sich loyal und hilfsbereit, war jederzeit ansprechbar. Ihre ältere Tochter Anna beobachtete das Geschehen wie von fern, als würde sie jede noch so kleine Gefühlsregung im Haus penibel protokollieren. Eleonooras Vater Martti war an manchen Tagen von Trauer gezeichnet, an anderen wieder betont heiter, als ginge es hier nicht um den unausweichlichen Tod, sondern mindestens um Sommerferien. Ihre jüngere Tochter Maria nahm furchtlos ihre

Pflichten auf sich und fragte ihre Großmutter regelmäßig nach dem Befinden. Ihr Wesen war Krisensituationen gewachsen, sie studierte im zweiten Semester Medizin. Manchmal hatte Eleonoora den Eindruck, ihre Tochter würde eine bessere Ärztin werden als sie selbst.

Eleonoora war nie so geradeheraus, meist machte sie sich zu viele Sorgen. Im Angesicht der erkrankten Mutter brachen diese sich in Reglements und Imperativen Bahn. Als Kind ließen die Sorgen sich noch in nichts verwandeln, in der Pubertät dann trieben sie Eleonora an, die Herdplatten und die dunklen Ecken unter den Betten zu kontrollieren.

Anna dagegen – so schien es Eleonoora – hatte sich die Sorge von ihrer Mutter abgeschaut. Vor allem in der letzten Zeit war sie, neben einem tiefen Ernst, der beherrschende Charakterzug gewesen. Im Mai des vorigen Jahres hatte Eleonoora ihre Tochter auf dem Fußboden ihrer Wohnung gefunden. Sie wusste bis heute nicht genau, was mit Anna losgewesen war. Währte dieses Unbekannte womöglich schon jahrelang, gab es etwas, das ihre Tochter ihr verschwieg? Annas Freundin Saara hatte sie angerufen, sie klang beunruhigt. Eleonoora wurde mit einem Schlag klar, dass sie weit über eine Woche nichts von ihrer Tochter gehört hatte. Anna wohnte damals in einer kleinen Einzimmerwohnung in der Penkerkatu nördlich von Helsinkis Zentrum; sie führte ein abwechslungsreiches Studentinnenleben, da verging schon mal eine Woche, in der sie einander nicht sprachen. Eleonoora hatte angenommen, dass ihre Tochter abends lernte, spazieren ging oder mit Kommilitonen Wein trank. Und dann hatte sie sich in lauten Selbstgesprächen gewundert, dass sie so wenig über Annas Leben wusste.

»Ich lebe ein anderes Leben als du, Mama«, hatte ihre Tochter einmal gesagt. »Ich lebe in einer anderen Welt.«

Eleonoora hatte es dabei bewenden lassen, nie weiter nachgebohrt. Saaras Anruf im vergangenen Mai und die tagelange Funkstille ihrer Tochter hatten Eleonoora in Aufruhr versetzt. Sie rief Anna immer wieder an, doch die ging nicht an ihr Handy. Dann nahm sie das Auto und fuhr hin. Zehn Minuten stand sie vor der Wohnungstür und klingelte, schockierende Szenarien blitzten vor ihrem inneren Auge auf. Schließlich wühlte sie den Zweitschlüssel, den Anna ihr beim Einzug gegeben hatte, aus ihrer Tasche hervor und schloss eigenmächtig auf. Die Tür stieß gegen etwas Weiches: Anna rappelte sich träge vom Fußboden auf und sah sie aus verblüffend gleichgültigen Augen an. Es wirkte, als hätte sie geschlafen. Die Haare hingen ihr wirr und fettig ins Gesicht, ihre Haut war fahl.

»Was willst du denn hier?«

»Was ist mit dir los?«, fragte Eleonoora bestürzt.

Anna zuckte mit den Schultern, stand auf, sah an ihr vorbei ins Treppenhaus.

Eleonoora ließ ihren Blick durch die Wohnung wandern. Manche Stellen wirkten kahl; zwischen einzelnen Büchern waren Lücken im Regal, ein paar Nägel an den Wänden schienen neuerdings ungenutzt. Hatte hier jemand seine Bilder und Sachen gepackt? Oder wollte Anna nur umdrapieren? Zwischen Regal und Sofa hing noch immer das eigenartige Foto von Anna, das von weitem betrachtet wie ein Ölgemälde wirkte: wie Aino aus dem Kalevala-Epos, von Gallen-Kallela gemalt, ein weißer Mädchenkörper im seichten Wasser. Das Foto hatte ein Mann gemacht, mit dem Anna eine Zeitlang zusammen gewesen war. Eleonoora hatte es nie gemocht, hatte

die Frau im Wasser nicht als ihre Tochter erkannt. Ein blasses sprödes Wesen, vollkommen anders als das Mädchen, das sie erzogen hatte, mit dem sie an verschlafenen Sonntagen beim Frühstück gekichert und das sie nachts nach schlechten Träumen getröstet hatte. Ein Kind wird geboren, und die Mutter lernt es kennen, nach und nach, mit jedem Jahr besser. Später kommen andere Menschen, durch deren Einfluss einem das Kind fremd wird.

Eleonoora kannte den Mann nicht, der das Foto gemacht hatte. Sie war ihm zwar ab und zu begegnet, konnte aber nicht sagen, dass sie wirklich etwas von ihm wusste. Der Mann hatte ein Kind: Linda. Manchmal hatte Anna auf das Kind aufgepasst. Eleonoora erinnerte sich an einen Sommertag, Linda und Anna waren bei ihr zu Besuch gewesen. Vanilleeis, Rhabarberkuchen, Schreie aus dem Planschbecken im Garten. Das Mädchen hatte einen kurzgeschnittenen Pony und einen aufmerksamen, vertrauensvollen Blick. Irgendwann döste es auf Annas Schoß ein, fiel in einen tiefen Schlaf, während die Nachtigall sang. In Annas Gesicht sah Eleonoora ihre fast zwei Jahrzehnte alten eigenen Empfindungen gespiegelt: Glück, so intensiv, dass es eine Ahnung von Schmerz enthielt.

An diesem Tag im Mai hatte Anna einen gänzlich anderen Gesichtsausdruck, gedemütigt, erniedrigt.

Eleonoora stellte verstört ihre Nachfragen. »Wie lange bist du nicht draußen gewesen?«

»Ich weiß nicht. Ein oder zwei Wochen.«

»Warum hast du nicht angerufen?«

Anna zuckte wieder mit den Schultern. »Ich konnte einfach nicht aufstehen.« Anna sah sie an, sagte erstaunt, als wunderte sie sich über sich selbst: »Ich habe auf dem Fußboden gelegen.«

Dann weinte sie, es begann mit einer kleinen Träne und schwoll zu einem Beben im ganzen Körper. Eleonoora wusste nichts anderes, als ihre Tochter zu halten. Da standen sie also. Sie erinnerte sich an das alte Trostritual, den Heilungs-Reim, den bereits ihre Mutter aufgesagt hatte, als sie Kind war. Ihre Mutter hatte sie auf den Schoß genommen, wenn sie sich wehgetan hatte, und den Reim beruhigend in ihr Ohr geflüstert. Eleonoora hatte ihn zum letzten Mal aufgesagt, als Maria zehn war. Aber sie musste nicht nach den Worten suchen, sie sprudelten aus ihr heraus.

Anna hörte zu und beruhigte sich ein wenig. »Das Biengedicht. Ich hatte es schon ganz vergessen.«

Anfangs hatte Eleonoora Sorge, dass Annas Trauer nicht enden würde. Im Geiste hatte sie schon die Diagnose *Depression* gestellt, hatte ihre Tochter behutsam aufgefordert, sich Hilfe zu holen. Schließlich ließ sie von ihren Vorstößen wieder ab. Das Herz eines jungen Menschen ist manchmal wie aus Blei. Durch zufällige Begebenheiten wird es schwerer und schwerer, bis es durch Beliebzigstes untergehen kann. Doch ebenso schnell wird es wieder leicht und vergisst all seine Ernsthaftigkeit.

Und so kam es auch. Nun war Anna mit Matias zusammen, der verschlissene T-Shirts trug und hundert zärtliche Gesichter hatte, aber nur eins für den seltenen Fall, dass er mal böse wurde. Anna war sofort mit ihm zusammengezogen, kaum einen Monat, nachdem sie einander begegnet waren. Wenn Eleonoora ihre Tochter und Matias besuchte, spürte sie neben der Freude auch einen Anflug von Wehmut. Wohin waren die Jahre so schnell verschwunden? Wie war es möglich, dass sie schon so alt geworden war? Dass ihre Tochter bereits ein eigenes Zuhause mit einem sympathischen Freund hatte,

ihr Apfelkuchen auf einem Teller servierte, den sie selbst vor über zwanzig Jahren zur Hochzeit bekommen hatte? Eleonoora sah Annas Glück, das eine Spur von Anstrengung enthielt, als müsse ihre Tochter seine Echtheit unter Beweis stellen.

01:32.

Eero wälzte sich erneut herum. Eleonoora stand auf. Ihr wurde schwindelig, ihre Knie knickten beinahe ein. Sie holte die Waage aus dem Schrank. 51 Kilo. So wenig wie nur damals nach dem Stillen. Sie verordnete sich einen Schokoladenpudding als Dreingabe zum Frühstück und sah ins Schlafzimmer zu ihrem Mann, hoffte, er würde aufwachen und ihre Bedürftigkeit sehen. Würde Mitleid haben und sie umarmen. Einen Moment stand sie fröstelnd in der Dunkelheit, ihre Schulterblätter ragten in die fahle Nacht.

Eero hatte seine Knie Richtung Brust gezogen und die Hände zwischen die Oberschenkel gesteckt, so wie immer. Irgendetwas an seinem vertrauensvoll schlafenden Wesen reizte Eleonoora. Das Gefühl war eine Mischung aus Verärgerung und Liebe: Wenn ihre Mutter starb, gab es noch immer diese Familie, für die sie unausweichlich klarkommen musste. Es würde Abende geben, Nächte wie diese. Frühlinge. Eero würde unerschütterlich er selbst bleiben. Und auch sie selbst würde es schaffen. Irgendwann würde sie wieder lachen, doch gerade das war unerträglich. Sie wollte nicht. Sie wollte weinen, wollte sich für den Rest des Lebens in eine Wiege verkriechen und den Verlust betrauern.

Eleonoora stellte die Waage zurück in den Schrank, wickelte den Morgenmantel fester. Ihr Kopf schmerzte, im Rücken pochte ein Muskel. Sie schloss die Schlafzimmertür, schlich durch die Diele und blieb vor Marias

Tür stehen, lauschte. Nichts. Sie gab dem Drang nach und machte die Tür auf, musste ihre Tochter sehen, wenigstens für einen Moment. Die frühe Morgenstunde, der Traum von ihrer Mutter auf der Schaukel, die Panik – sie hatten das alte Kindheitsgefühl der Verunsicherung in ihr wachgerufen: Was war wirklich da, was war wahr? Maria jedenfalls war wirklich. Sie hatte ihre Decke fortgestrampelt und lag mit einem Kissen zwischen den Knien auf der Seite. Ihre Schenkel schimmerten im Dunkeln, der Mund stand offen, die Haare umrahmten in strähnigen Zotteln ihr Gesicht. Sie schmatzte im Schlaf.

Eleonoora kam es fast komisch vor, dass sie Maria vor zwanzig Jahren in die Welt gepresst hatte. Diese junge Frau, die die Arme einer Bäuerin hatte und ein raues, raumgreifendes Lachen. Letzten Sommer hatte Maria mit ihrer Großmutter am Ufer Flickenteppiche geschrubbt. Da war Elsa noch rüstig gewesen, die Krankheit ließ sich nicht erahnen, aber wahrscheinlich hatte sie sich bereits ihren Weg durch die Labyrinth zwischen den Organen gebahnt. Elsa war noch unwissend gewesen, hatte Teppiche auf das Gerüst gehoben, die Kurbel gedreht, über das Tröpfeln des Wassers gelacht.

Im Herbst hatte sie ihre alljährliche Vorlesungsreihe an der Universität gehalten. Auch wenn sie schon seit Jahren pensioniert war – die Arbeit gab sie nicht auf. Sie hatte noch immer ihr Büro in der Fakultät, und wie jedes Jahr zog ihre Vorlesung Hunderte von Hörern an. Alle wollten die erfolgreiche Psychologin sehen, an ihrer Klugheit und ihrem Wissen teilhaben. Die Titel für ihre wöchentlichen Veranstaltungen waren Variationen auf Zitate aus ihrem bekanntesten Buch »Individualität und Erkennen«, das sofort mit seinem Erscheinen ein Best-

seller wurde. Man wollte Elsa fast zur Übermutter der Nation erheben, oder jedenfalls zur Botschafterin mütterlicher Liebe.

Eleonoora hatte sich einige Vorlesungen angehört. Für sie waren die besten Momente die danach, wenn sie zusammen im Auto saßen und nach Hause fuhren. Ihre Mutter lehnte dann den Kopf an die Fensterscheibe und seufzte wohlgelaunt, aber auch ein wenig ermattet.

»Wissenschaft interessiert die wenigsten. Die Leute kommen in Vorlesungen, um frohe Botschaften zu hören.« Ihr Ton klang nicht enttäuscht, eher fügsam, liebevoll, wie eine müde Königin.

»Mach dich nicht kleiner, als du bist – du *hast* doch eine frohe Botschaft zu verkünden: Entlässt alle aus ihrer Schuld, Mütter, Väter und Kinder. Du gestattest ihnen, glücklich zu sein.«

Elsa lächelte. »Warum brauchen sie immer jemand anderen, der ihnen die Erlaubnis dazu gibt?«

Eleonoora war stolz auf den Erfolg ihrer Mutter. Sie erinnerte sich an die hektischen Abende ihrer Kindheit, bevor ihre Mutter zu Kongressen aufbrach, an die ersehnte Heimkehr, an ihr lautes Weinen, das dem leidenschaftlichen Wunsch entsprang, ihre Mutter zu besitzen, oder zumindest ein Teil von ihr zu werden. Ihre Liebe und Bewunderung waren so bedingungslos und umfassend, dass sie sogar dann litt, wenn ihre Mutter anwesend war.

Letzten Sommer hatte ihre Mutter ein Fest zu ihrem siebzigsten Geburtstag gegeben. Haufenweise Kollegen gratulierten, auch aus früheren Berufsjahren. Das Interview, das ihre Mutter anlässlich des Jubiläums gab, trug die Überschrift *Die Pionierin der Psychologie: messerscharfer Verstand, offene Arme*.

Jetzt schwanden diese Arme langsam dahin. Ihre Mutter würde nie wieder Teppiche schrubben. Sie würde nicht einmal mehr ihren einundsiebzigsten Geburtstag feiern.

Eleonora ging die Treppe nach unten. Die Flurtür trug die alten Größenmarkierungen ihrer wachsenden Töchter, Anna, Maria, Anna, Maria. Auf einmal war sie neidisch, fast sogar böse auf ihre Töchter, weil diese noch lange eine Mutter haben würden. Eleonora schalt sich selbst: Sei nicht kindisch.

Sie hob die Zeitung auf, die der Bote nachts durch den Briefschlitz der Wohnungstür warf – die tröstlichste Geste an diesem Morgen. Sie machte einen Espresso, erwärmte Milch, goss beides zusammen in eine große Schale. Die getoasteten Brotscheiben butterte sie sorgfältig, geizte nicht mit dem Käse. Beim Essen las sie die Zeitung, lauschte der Amsel. Selbst wenn die Nacht ein Brunnen war, an dessen Grund ihr Schrei verhallte – es gab dennoch diese Amsel. Nachher würde sie zur Arbeit gehen, Routinedinge erledigen, sich selbst beisammen halten. In der Mittagspause würde sie ihre Eltern anrufen, um sicher zu gehen, dass so weit alles in Ordnung war. Nachmittags käme Anna dort zu Besuch, zur Entlastung ihres Großvaters. Achtung, ermahnte Eleonora sich selbst. Lass deine Tochter ruhig mit ihrer Großmutter allein, fahr erst nach der Arbeit zu ihnen. Nutz die Mittagspause, um noch beim ambulanten Pflegedienst anzurufen und ein paar Details zu klären.

Alles war für Elsas Heimkehr vorbereitet, das Bett, die Schmerzpumpe, die Medikamente. Die ganze Familie hatte sich im Stadtteil Töölö versammelt, ihre Mutter hatte sich eine Willkommenszeremonie gewünscht. Eleonora hatte beobachtet, wie ihre Mutter sich ein Stück Kuchen auftrat. Die Hand zitterte, der Kuchenheber zer-

drückte die Sahne. Vielleicht lag das an den Windeln, die hinter der Wand lauerten? Ihre Mutter wollte beweisen, dass sie zu denjenigen gehörte, die noch selber über ihr Essen bestimmten, zu denen, die lustvoll die verführerische Süße des Kuchens beklagten.

»Ich nehme noch ein Stück. Gesund ist das nicht, aber schaden wird es mir auch nicht.«

Während Eleonoora ihr zusah, erinnerte sie sich an die strenge Miene ihrer Mutter, wenn sie sich als Kind bei Besuchen schlecht benahm. Ein Gesichtsausdruck wie eine Wand; sie fürchtete prompt, die mütterliche Zärtlichkeit und Zuneigung bis ans Lebensende verloren zu haben. Nachher in der Straßenbahn nahm ihre Mutter sie jedoch überraschenderweise auf den Schoß. Die weichen, leicht schwitzigen Frauenoberschenkel, Eleonooras eigene etwas feuchte Haut darauf. Die Dankbarkeit über die Zuwendung ihrer Mutter war so groß, dass sie in Tränen ausbrach. Als wäre es erst gestern gewesen, dass ihre Mutter eine Königin war, nach deren Gunst sie hungerte. Jetzt war ihre Mutter zänkisch, stellte Ansprüche wie ein Kind, hatte Widerworte, Launen. Mit ihrem Vater ging sie nicht so um, nur mit ihr.

Eleonoora hatte nicht geahnt, dass die Rolle der Gebieterin sich so anfühlen würde, bestürzend einsam. Sie setzte sich aufs Sofa und sah quer durch den Raum auf ihre Tochter. Das Porträt, das ihr Vater von Anna gemalt hatte, hing in der Mitte der Wohnzimmerwand. Eleonoora verspürte bei seinem Anblick stets dieselbe Mischung aus Zärtlichkeit und Wehmut. Anna saß auf einem kleinen Hocker, eine nachdenkliche Weltenträgerin. Im Hintergrund leuchteten Apfelsinen, klar wie die Sonne. Ihr Vater hatte die Schatten in Annas linker Gesichtshälfte so stark herausgearbeitet, als wollte er den

Unterschied zwischen Hell und Dunkel bewusst markieren. Das Gemälde besaß einen schwermütigen Zwilling in dunklerer Farbpalette; ihr Vater hatte ein Diptychon geplant. Allerdings wusste Eleonoora nicht, wo das zweite Bild hingeraten war. Gestern erst hatte sie sämtliche traurige Regungen in Annas Gesicht entdeckt, auch den versteckten Ernst aus der Kindheit.

Elsa war gegen die geregelte Betreuung durch ihre Enkelinnen, wollte das palliative Stadium verschleiern und »spontane Besuche« empfangen. »Ihr kommt, wenn ihr Lust habt. Wir kochen Kaffee.«

Anna meldete sich tapfer für die erste Schicht. Eleonoora hatte versucht, Anzeichen von Schrecken in ihrem Gesicht auszumachen. Ihre Tochter sah sie kurz an, verstand ihren Blick und nickte entschieden, stritt das Unbehagen ab. Eleonoora fiel wieder ein, wie Anna als Fünfjährige beim Märchenballett losgeweint hatte, als sie einen Purzelbaum schlagen sollte. Ihr zitterndes Kinn, der hilflos suchende Blick. Dieser Gesichtsausdruck gehörte noch immer zu Anna, steckte irgendwo hinter der beherrschten Miene. Sie kannte die Ängste ihrer Tochter, auch die Trauer, von der kleinen bis zur großen.

»Ich komme morgen«, hatte Anna wiederholt.

Eleonoora konnte die Augen nicht von dem Bild an der Wohnzimmerwand lösen, Annas Gesicht, das aus dem Dunkel leuchtete. Ihre Tochter schien auf sie zuzuschweben. Sie beschloss davon auszugehen, dass Anna den Nachmittag mit ihrer Großmutter gut bewältigen würde, wollte sich nicht immerzu Sorgen machen. Man musste der Panik mit aller Kraft Einhalt gebieten.

ANNA STEHT IM Treppenhaus vor der Wohnungstür. Es ist ein ganz normaler Tag bei ihren Großeltern. Wie ein Sommertag aus vergangenen Zeiten, als sie sechs Jahre alt war. Oder wie auch der gestrige Tag, als es viel zu viel süßen Kuchen gab, sie die Furcht verscheuchte und heute zu kommen versprach. Es ist das Einzige, was sie für ihre Mutter tun kann. Mit jedem Tag sieht sie die Trauer ihrer Mutter schwerer werden, deutlicher hinter der Fassade aus Sachlichkeit glühen. Wenn sie sich unbeobachtet glaubt, legt sie manchmal ihre Maske ab; dann zeigt sich pure Hilflosigkeit. So wie gestern, als ihre Mutter das Kaffeegeschirr abgeräumt und in die Spülmaschine gestellt hat: Ihre Maske war fort. Ausgerechnet in diesem Moment schien es Anna, als seien ihre Arme amputiert. Wie gern hätte sie ihre Mutter umarmt. Ständig verspürt sie das Bedürfnis, ihre Mutter zu trösten, wie man ein Kind nach schlechten Träumen tröstet. Aber Anna findet keine Worte. Maria hat ihren Eifer, ihre hilfreichen Gesten und ungekünstelten Sätze. Doch Annas Trost ist ungeschickt, sie hat nichts als ihre sperrigen Arme, die die Umarmung schon auf halbem Wege verweigern.

Anna ist zu Fuß von ihrer Wohnung in der Albertinkatu nach Töölö gelaufen, hat unterwegs bei Stockmann Mitbringsel für ihre Großmutter eingekauft. Der Tag ist hell.

Eine Würstchenpappe an der Bordsteinkante, eine Möwe, ein Joghurtbecher, die üblichen geparkten Autos. Silbriges Licht, Sonne, die Rufe der Müllmänner, die Weite des Mai.

Anna klingelt und hört die Schritte. Ihr Großvater.

»Anna, unsere Anna. Schön, dass du da bist. Wir haben gerade Kaffee getrunken. Großmutter hat sich jetzt hingelegt.«

Hinter seinen knappen Sätzen verbirgt sich die Irritation darüber, dass er mit seiner Enkelin allein im Flur steht.

Anna ist wachsam. Eine flimmernde Unruhe steigt in ihr auf. »Hingelegt? Hat sie Schmerzen?«

»Naja, ein bisschen. Sie ist müde.«

»Schläft sie schon?«

»Weiß nicht, macht wohl ein Nickerchen.«

Ihr Großvater ist ihr so vertraut. Dieser Mann, ein Seher, wie er mal in einer Zeitungsüberschrift genannt wurde. Der Ruhm erlangt hat, Erfolg und Anerkennung, der sich seine Verletzlichkeit bewahrt hat, seinen Humor und seine Melancholie, der die unbestimmten Sehnsüchte seiner Kindheit bis in diesen Moment getragen hat, der Dutzende Vernissagen überstanden hat und durch rastlose Zeiten in Paris gegangen ist, bis hierher in diesen Flur, wo er seine Enkelin begrüßt und überlegt, was er sagen soll. Die Jahre haben sich in ihm abgelagert, jede Lebensphase, jeder Frühling. Anna sieht sie alle.

Plötzlich erinnert sie sich an eine Geste aus dem Repertoire des Charmeurs, das ihr immer fremd geblieben ist, das aber unumstößlich zu ihrem Großvater gehört. Sie erinnert sich daran, wie sie als Zwölfjährige in Rock und schicken Sandalen bei einer der zahlreichen Preisverleihungen dabei gewesen ist. Am Ende des Festakts

wirft ihr Großvater seinen Blumenstrauß ins Publikum; er lächelt kurz, ehe er seiner spontanen Eingebung folgt. Als eine Journalistin den Strauß fängt, zwinkert er ihr zu. Die Frau errötet, deutet einen Knicks an. Ihr Großvater hebt die Augenbrauen, als wolle er sagen: »Der Knicks ist eine Geste der Unterwürfigkeit, da haben Sie doch Besseres zu bieten!« Die Frau sieht ihn fragend an. »Und was soll ich tun?« Ihr Großvater kehrt seine Handflächen nach außen: »Was auch immer Ihnen einfällt!« Daraufhin vollführt die Journalistin eine nahezu perfekte Pirouette, wie eine Tänzerin, und verbeugt sich. Nun ist ihr Großvater zufrieden, er wirft der Frau eine Kusshand zu. Damit endet die Vorstellung, so schnell, wie sie begonnen hat.

Die Beziehungen zwischen Menschen sind wie dichte Wälder. Oder vielleicht sind die Menschen selbst Wälder, in denen sich immer neue Pfade eröffnen. Manche dieser Pfade bleiben nahezu geheim, zeigen sich nur zufällig einem anderen Menschen, der zur richtigen Zeit da sein muss.

Anna erinnert sich wieder an die Tage im Park. Und an die Tage im Atelier, als ihr Großvater sie gemalt hat. Die Sitzungen waren den zähen Überredungskünsten ihrer Mutter zu verdanken, aber nachdem ihr Großvater in Fahrt gekommen war, bekam er Freude an dem Projekt.

»Gut. Dann mal hereinspaziert«, sagte er im Flur. Er reichte ihr die Hand und Anna nahm sie, während ihr eine ungeordnete Gedankenkette durch den Kopf schoss; Mann, Glück, Intensität, vielleicht Liebe. Die Hand ihres Großvaters war sehnig und stark, mit dunklen Härchen bewachsen. Er roch nach Rasierwasser, Putzwolle und Terpentin.

Nach den Sitzungen gingen sie in den Park, und Anna

durfte sich ein Eis kaufen. Sie beobachteten die Brautpaare vor der Kirche, versuchten ihre Namen zu erraten. Sanna und Mikko? Amalia und Julius?

»Warst du auch mal ein Junge?«, fragte Anna.

»Ja.«

»Bevor du Großmutter getroffen hast?«

»Ja.«

»Und als du sie getroffen hast, warst du verliebt und aus dir wurde ein Mann?«

»Genau.«

»Gab es davor auch andere?«

»Ein paar.«

»Und danach?«

»Du fragst ja seltsame Sachen.«

»Ja oder nein?«

»Es gab eine.«

»Wer?«

»Das wunderschönste Mädchen der Welt. Sie heißt Anna, und ich gehe manchmal mit ihr Eis essen.«

»Aha.«

All dies ist heute nur noch ein ferner Traum. Er endete, als ihre Brüste zu wachsen begannen. So läuft es, wenn die Enkel die Körpergröße ihrer Großeltern erreichen; übrig bleiben guter Wille und Verlegenheit.

Ihr Großvater lächelt. »Ich wollte gerade ein bisschen Freizeit machen, so wie deine Mutter das nennt.« Er grinst und betont jede Silbe, so dass sich Freizeit nach einem neumodischen Zwang anhört, den sich nur gerissene Gefängnisaufseher ausdenken konnten.

Sie lächeln sich wissend zu, ein Einverständnis darüber, Disziplinierungsversuchen zu widerstehen, sich außerhalb des Wirkungskreises von Annas gestrenger

Mutter zu befinden. So waren sie schon früher. Sie gingen ins Café Fazer und schlugen sich heimlich den Bauch voll, obwohl Anna vor dem Mittagessen nichts Süßes essen durfte. Sie waren ausgelassen und unbekümmert, fuhren mit der Straßenbahn herum und dachten sich Biographien für Passanten aus.

Anna macht das noch immer. Sie pickt sich an einer Kreuzung oder in der Straßenbahn einen Menschen heraus und malt sich seinen Tag aus, seine Freuden und Leiden. Auf diese Art erträgt sie das Gewicht ihres eigenen Lebens besser, einen Kummer wie einen Tintenfleck, der sich mitunter in ihr ausbreitet, die Dienstagabende, an denen es im Treppenhaus nach gebratenem Fisch riecht und alles ewig gleich scheint. Es ist leicht, Geschichten über Passanten zu erzählen. Schwerer ist es, in der eigenen zu bleiben.

»Und Matias?«, fragt ihr Großvater. Dasselbe hat er schon gestern gefragt.

»Schreibt in der Bibliothek über die letzten Jahrzehnte. Genau wie gestern.«

In Gedanken streichelt sie Matias. Heute ist ihr Tag. Vor genau fünf Monaten haben sie das Sofa über die Schwelle getragen, die ganzen restlichen Sachen. So was von verrückt, sie kannten sich gerade einen Monat! Am ersten Morgen bestellten sie Pizza und legten alte Platten auf, Neil Young, die Beatles. *All you need is love* spielten sie immer wieder, keiner konnte zugeben, dass sie sich damit ihres Glückes versichern wollten. Nachdem sie planlos die Möbel von einer Ecke in die andere geschoben hatten, liebten sie sich im Ohrensessel, für den sie ebenfalls keinen Platz fanden. Die große Fotografie schleppten sie in die Abstellkammer, die Frau aus dem Epos. Dort steht sie noch immer.

Anna wollte sie eigentlich zum Sperrmüll stellen.

»Das Foto kannst du doch nicht wegwerfen«, sagte Matias. »Das bist immerhin du.«

»Ein altes Ich«, erwiderte sie. »So bin ich heute nicht mehr.«

»Oh doch«, sagte Matias in seiner ewig einfühlsamen Art, die Anna manchmal wahnsinnig machte. »Man trägt alle früheren Formen des Ichs mit sich.«

Auf dem Foto taucht Anna gerade ihren Fuß in den See und zerstört die ruhige Oberfläche. Sie wirkt ernsthaft, ernsthafter als sie sich tatsächlich fühlt, eine Frau, die den Kopf aufrecht hält und ihr Schicksal trägt, es ins Wasser trägt, in die kühlen Gemächer des Sees, und dann in eine andere Welt. Auch wenn das Bild düster wirkt – der Tag war in Wahrheit heiter gewesen. Der Mann hatte seinen Blick nicht eine Sekunde von ihr abgewandt.

In der Wohnung von Matias und ihr sind die Wände noch immer kahl. Sie wollen eine alte Radierung von Annas Großvater aufhängen – befinden die sich eigentlich im Sommerhaus in Tammilehto oder im Atelier in Töölö? –, haben sich aber noch nicht darum gekümmert. Es gibt genug anderes zu tun; die Dienstagabende, der ganz normale Alltag.

Matias kennt Anna und Anna Matias. Jeder Außenstehende würde sie für glücklich halten, und vielleicht sind sie es auch. Sie verbringen Tage, Abende, Morgen, wieder und wieder, gegenseitiges Einverständnis, gemeinsam gekochte Mahlzeiten, Spaziergänge am Meer, während der Mond ein blasser Fingerabdruck am Himmel ist. Dennoch träumt Anna heimlich davon, eines Tages mit wasserfestem Stift einen Abschiedsgruß auf den Diele zu hinterlassen, ohne weitere Begründung. Ja, es gibt

die Möglichkeit, über die Schwelle zu gehen, den weinenden, brüllenden Anderen hinter sich zu lassen, ihn damit für ganze Tage auf die Dielen niederzustrecken. Man muss einfach nur »bis morgen« sagen, obwohl man weiß, dass es kein gemeinsames Morgen mehr geben wird.

Anna erinnert sich an den Nacken des Kindes. Der Gedanke daran ist so stark wie ein Bild: Linda streckte ihre Hand aus, um Anna zum Überqueren einer Straße anzu-fassen. Es war ihre erste Begegnung, Linda war gerade zwei geworden. Sie streckte ihre Hand aus, und Anna sah den Nacken des Kindes, die weiß schimmernde Hautpartie zwischen Haaransatz und Kragen. Dieses Vertrauen. Nur die, die noch nichts verloren haben, können so vertrauen, ohne jeden Zweifel. Nur die, die noch nicht enttäuscht wurden.

»Und du?«, fragt ihr Großvater. »Was hast du so getrieben?« Er bemüht sich, ein Thema zu finden. Gestern, als alle anderen um sie herum saßen, war er viel natürlicher.

»Ich schreibe doch meine Abschlussarbeit. Aber so richtig geht es nicht voran, obwohl ich dieses Frühjahr bei einer Absolventengruppe war. Irgendwie stockt es.«

»Wo genau drückt denn der Schuh?«

»Die Fragestellung ist zu kompliziert.«

»Inwiefern?«

Anna spürt ihre Ausweichbewegungen, wie immer, wenn jemand nach ihrer unbeendeten Arbeit fragt. »Emanzipation und so was. Die Frau.« Sie versteckt die Wucht des Themas und die Unsicherheit, die es mit sich bringt – so vieles müsste sie lesen! – hinter Ironie, wirft ihrem Großvater ein breites Lächeln zu, betont übertrieben jedes Wort: »Ich suche die Frau von früher in den

Faltenwürfen der Zeit, und gleichzeitig versuche ich, der neuen Frau auf den Fersen zu bleiben.«

Großvater stößt einen anerkennenden Pfiff aus. Eine unsäglich altmodische Reaktion, aber trotzdem charmant. Auf einmal sieht Anna den Fünfzehnjährigen in ihm. »Beeindruckend«, sagt er. »Nimm doch noch die Frage nach der Existenz Gottes mit dazu, dann hast du die Erklärung für alles.«

»Kein Problem. Ich verspreche, in meiner Schlussfolgerung theologisch zu werden.«

Ihr Großvater schweigt, wartet auf die Fortsetzung. Anna lässt die Stille an den Wänden herunterrieseln. Sie vermisst die gemeinsamen Tage von früher. Warum können sie nicht einfach in die Straßenbahn steigen und losfahren? Damals waren sie einander nah, hatten eine gemeinsame Sprache. Wohin ist die verschwunden? Sie könnten ins Café Ursula gehen, über aufgedonnerte Frauen lachen, Törtchen bestellen und sich unter die Ausflügler mischen. Es fällt ihr so leicht, sich ihren Großvater als Zwanzigjährigen vorzustellen: Er trug die Sorgen eines Jungen und hegte gleichzeitig große Träume für die Zukunft. Und trotzdem tut sich zwischen ihnen eine Kluft auf. Unter dem Blick ihres Großvaters beginnt der Tintenfleck in ihr wieder zu wachsen; sie fühlt sich an ihre Sorgen erinnert, möchte am liebsten weglaufen. Wann genau ist der Zeitpunkt, an dem sich Familienmitglieder in Spiegel verwandeln, deren Anblick einem Schmerz bereitet?

Anna beschließt: Sie bleibt höchstens drei Stunden. Sie wird ihrer Großmutter Gesellschaft leisten, damit ihr Großvater tun und lassen kann, was er will. Dann wird sie die Wohnungstür hinter sich schließen, Saara in der Stadt treffen und sich abends an den Schreibtisch setzen.

Emanzipation ist für sie fast ein Schimpfwort, das ganze Thema scheint ihr auf einmal banal. Wieso hat sie sich für einen feministischen Ansatz entschieden? Jetzt ist es zu spät. Trotzdem nimmt sie sich vor, abends noch zwei Stunden an ihrer Arbeit zu schreiben. Und bevor es Nacht ist, wird sie mit Matias einen Spaziergang zum Strand machen. Matias wird seine Gitarre mitnehmen, und sie werden den Wein austrinken, der von der Party letzte Woche übrig geblieben ist. Sie werden auf den Felsen sitzen, die Luft wird sich abkühlen, und Anna wird leicht betrunken sein, obwohl sie morgen im Buchgeschäft arbeiten muss. Der Tintenfleck wird ein klar umgrenzter kleiner Bereich sein, und sie wird seinen Umriss aufzeichnen, damit er nicht wieder wachsen kann.

»Na dann«, sagt sie und kratzt all ihre Tatkraft zusammen, »warten wir darauf, dass Großmutter aufwacht.«